



*Nicolas Berg*

„ZWISCHEN DEN ZEITEN“ (1947) – EIN BLICK VORAUSS  
AUF DIE APORIEN DES „HISTORIKERSTREITS“

„*Zwischen den Schriften*“ (*Paul Ricœur*)

Der für Theorie und Methodik der Geschichtswissenschaft große schriftstellerische Wurf *La mémoire, l'histoire, l'oubli* von Paul Ricœur, der 2004 in deutscher Sprache unter dem Titel *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen* erschien<sup>1</sup>, handelt von der „Verletzlichkeit des Gedächtnisses“<sup>2</sup> im Prozess der Verwissenschaftlichung. Dabei berührt der Autor im engeren Sinne fachwissenschaftliche Themen ebenso wie metawissenschaftliche Reflexionen, etwa zu den ethisch-politischen Aspekten eines „verpflichtenden Gedächtnisses“.<sup>3</sup> In dem ganz allgemein gehaltenen Rahmen seiner Historik wendet sich Ricœur nicht nur einigen der frühen Nachkriegsdebatten in Deutschland zum Umgang mit der Nazi-Vergangenheit zu, die um die Fragen nach Schuld und Scham, Erklärung und Erkenntnis kreisen (etwa Jaspers und Adorno), sondern auch dem sogenannten „Historikerstreit“ von 1986. Diesem schenkt er sogar zweimal Aufmerksamkeit, zuerst im Kapitel über „Repräsentation und Rhetorik“ und dann noch einmal im Abschnitt „Der Historiker und der Richter“.<sup>4</sup> Die erste Passage zur Auseinandersetzung um die Frage nach Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit des Holocaust widmet sich nur kurz, gleichsam beiläufig, der spezifischen zeitlichen Koinzidenz, die den „Historikerstreit“ mit jener Tagung in Kalifornien zusammenrückte, deren Beiträge schließlich zu dem von Saul Friedländer 1992 herausgegebenen Sammelband *Probing the Limits of Representation* führte und die das

---

<sup>1</sup> Paul Ricœur, *La mémoire, l'histoire, l'oubli*, Paris 2000 (dt. Ausgabe: *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek, Heinz Jatho und Markus Sedlacek, München 2004).

<sup>2</sup> Ebd., 97.

<sup>3</sup> Ebd., 139-146.

<sup>4</sup> Ebd., 392-402 und 505-515.

Problem der Darstellung und Darstellbarkeit der nationalsozialistischen Massenverbrechen thematisierte. Hier heißt es, dass der Historiker sich angesichts des Holocaust in einer „hybriden Stellung“ befindet, nämlich zugleich als Wissenschaftler und als Intellektueller, also in der dritten und in der ersten Person auf einmal, sprechen zu müssen.<sup>5</sup> Der folgende Beitrag ist ein Versuch, der Einladung Ricœurs zu folgen, über diese Hybridität in der Holocaust-Geschichtsschreibung erneut nachzudenken. Die zweite Passage thematisiert die Grundfragen des „Historikerstreits“ direkt, doch zunächst ein Blick auf die Intention des Buches insgesamt.

Ricœurs Buch ist in drei Teile gegliedert, deren erster die Aporien von Gedächtnis und Erinnerung behandelt und deren dritter der hermeneutischen Grundfrage nachgeht, was „Geschichtlichkeit“ – also ein angemessenes Verstehen im Modus der Historie – heißen könnte. Zwischen beide Teile, zwischen Gedächtnis und Geschichte, hat Ricœur als verbindendes Mittelstück und in offenkundig hervorgehobener Position rund 230 Seiten über Geschichtsschreibung gesetzt, weil er dem historiographischen Akt eine besondere erkenntnistheoretische Bedeutung zuschrieb: Das Thema dieses mittleren Teils war für Ricœur nicht im herkömmlichen Sinne des Wortes zu verstehen, weder mit Betonung auf dem ersten Teil der Begriffszusammensetzung („Geschichts-“), noch mit dem Hauptakzent auf dessen zweiter Hälfte („-schreibung“). Sie war für ihn nicht nur die in Schriftform gebrachte Widerspiegelung von Ereignissen, nicht das Ergebnis einer geleiteten Forschungspraxis oder Endpunkt eines Diskurses unter Fachleuten; und sie war auch nicht lediglich die Niederschrift von Gedanken oder das Verfassen eines Textes nach bestimmten, vorgegebenen Regeln. Historiographie im Ricœurschen Sinne ist grundsätzlich umfassender konzipiert und beschreibt die „Operation selbst, wel-

---

<sup>5</sup> Saul Friedländer, *Probing the Limits of Representation. Nazism and the "Final Solution"*, Harvard University Press 1992, hier: 400.

che die Tätigkeit der historischen Erkenntnis“ ausmacht.<sup>6</sup> Es ging ihm in seiner Historik um die allgemeine „Hermeneutik der *conditio historica*“, um eine Epistemologie historischer Erkenntnis insgesamt und damit verbunden auch um ihre „Autonomie als Humanwissenschaft“, so Ricœur,<sup>7</sup> und das hieß, die Probleme der Repräsentation des Vergangenen selbst zum Thema zu machen. Um diese genauer beschreiben zu können, unterschied er zwischen dem „Wahrheitsanspruch der Geschichte“ und dem „Verlässlichkeitsanspruch des Gedächtnisses“.<sup>8</sup> In dieser Unterscheidung, die weniger antinomisch als vielmehr in der Form einer Übersetzungsfigur des einen in das andere zu denken ist, waren alle drei grundlegenden historiographischen Operationen enthalten, die er erstens „dokumentarische Phase“, zweitens „erklärende/verstehende Phase“ und drittens „repräsentierende Phase“ nannte.<sup>9</sup> Eine der grundlegenden Pointen der auffällig horizontal und vertikal triadisch aufgebauten Denkfiguren im Werk von Ricœur besteht nun darin, dass er im jeweiligen Teil seiner Argumentation in Dreierschritten nie ein nur separiertes Element oder ein von den anderen strikt zu trennendes Stadium, sondern in allen zusammen „ineinandergreifende methodologische Momente“<sup>10</sup> sah, die stets von einem ausgehend auch auf die anderen beiden Teile übergriffen. So bildete in seiner Darlegung jede der drei historiographischen Operationen die Grundlage der beiden anderen, und die Gefahr einer simplen Hierarchisierung oder Sukzession der Elemente von Archiv/Gedächtnis – Erklären/Verstehen – Schreiben/Repräsentation (in dieser festgelegten Reihung) war somit von vorne herein unterlaufen.

Diese besondere Form von Synthese mit einem hohen Grad an Differenzierung im Bereich der Geschichtstheorie

---

<sup>6</sup> Ricœur, 213.

<sup>7</sup> Ebd., 16 u. 209.

<sup>8</sup> Ebd., 210.

<sup>9</sup> Ebd., 211.

<sup>10</sup> Ebd., 212.

wäre schon allein ein guter Grund, warum mit Ricœur erneut über die Schlüsselbegriffe im „Historikerstreit“ nachzudenken ist. Ein weiterer Grund, dies zu tun, ist vor allem die Tatsache, wie er in seinem Buch das zweite Mal auf den „Historikerstreit“ zu sprechen kommt. Ricœur stellt hier die Frage, wie es auf der historiographischen Ebene zwischen Historikern möglich bleibt, bei Themen wie Massenverbrechen und Völkermord eine „Randzone“ des Gesprächs zu wahren, in welcher Dissens „nicht als eine Entlastung von Schuld“ wahrgenommen wird.<sup>11</sup> Die in seiner Darstellung der Historiographie ausgeführte Auffassung von der gedoppelten Schriftlichkeit der Geschichte, die auch eine Art von doppelter Loyalität des Historikers erfordert, soll hier als Hinweis verstanden werden, diese Frage anzunehmen und somit eine Loyalität gegenüber der Vergangenheit nicht gegen eine gegenüber der Zukunft auszuspielen. Im historiographischen Teil seines Buches, jenen zentralen Ausführungen also, die im vorliegenden Zusammenhang vor allem interessieren, schreibt Ricœur über das Verhältnis von Geschichte und Epistemologie:

„Die Geschichte ist von Anfang bis Ende Schrift. So gesehen, bilden die Archive die erste Schrift, mit der die Geschichte konfrontiert ist, bevor sie sich selbst im literarischen Modus der Skripturalität als Schrift vollendet. Das Erklären/Verstehen befindet sich somit zwischen zwei Schriften, einer stromauf und einer stromab gelegenen. Es sammelt die Energie der ersteren und antizipiert die der letzteren.“<sup>12</sup>

Im folgenden Essay möchte ich versuchen, diesen Gedanken, dem zufolge das spezifisch historische Verstehen zwischen den Energiezentren zweier Schriften stattfindet, exemplarisch anhand des „Historikerstreits“ genauer zu betrachten: Eine Schrift, so heißt es sinngemäß bei Ricœur, konfrontiert diejenigen, die sie verstehen wollen, mit Fremdheit; diese Fremdheit in Verstehen zu übersetzen, mündet

---

<sup>11</sup> Ebd., 505.

<sup>12</sup> Ebd., 213.

unumgänglich wiederum in die Form von Schrift, deren historiographische Bedeutung umgekehrt und in der gegenläufigen Operation zur ersten Übersetzungsleistung nicht darin liegt, dass sie Distanz mindert, sondern darin, dass sie sie schafft und somit eine umfassendere Sicht ermöglicht. In diesem hier nur skizzierten Sinne Ricœurs soll anhand einer Reihe ausgewählter Beispiele von Quellen aus den Jahren 1947 und 1948 eine im genuinen Sinne des Wortes historische Perspektive angeboten werden, die einen anderen, unmittelbaren Blick auf die bekannte Kontroverse um „Einzigartigkeit“, „Singularität“ und „Vergleichbarkeit“ des Holocaust ermöglichen könnte. Diese und ähnliche Debatten, wie sie etwa unter dem Sammelbegriff „Historikerstreit“ oder Historisierungsdebatte nicht nur, aber vor allem in Deutschland Mitte der 1980er Jahre geführt wurden, erfahren in der Geschichtswissenschaft selbst eine eigene Historisierung.<sup>13</sup> Ein solcher neu justierter Blick auf unterschiedliche Voraussetzungen der Wahrnehmung des Holocaust ist schon deshalb theoretisch geboten, weil auf diese Weise die Fragestellung nicht nur die Zeit, sondern auch den Ort, an dem solche Debatten geführt werden und damit die Perspektive und die Sprache, in deren Verlängerung sie ihren Niederschlag finden, in ihre Reflexion mit einbezieht. Mit dem Blick auf das besondere Dokument aus dem Jahr 1947/48,

---

<sup>13</sup> Rückblicke, Kontextualisierungen und Interpretationen von „Historikerstreit“ und Historisierungsdebatte bieten folgende Bücher, Sammelbände und Artikel jüngeren Datums: Klaus Große-Kracht, *Debatte: Der Historikerstreit*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11. 1.2010, URL: <https://docupedia.de/zg/Historikerstreit?oldid=75521>; ders., *Die zankende Zukunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945*, Göttingen 2005; Ulrich Herbert, *Der Historikerstreit. Politische, wissenschaftliche und biographische Aspekte*, in: Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003, 94–113; Nicolas Berg, *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*, Göttingen 2003; Doris L. Bergen, *Controversies about the Holocaust: Goldhagen, Arendt, and the Historians' Conflict*, in: *Historikerkontroversen*, hrsg. von Hartmut Lehmann, Göttingen 2000, 141–174.

das die Zeitschrift *Zwischen den Zeiten*, die im Folgenden kurz vorgestellt werden soll, darstellt, werden im Sinne Paul Ricoeurs der „Historikerstreit“ und seine intellektuellen und begrifflichen Aporien gleichsam von „stromaufwärts“ betrachtet, und eben nicht auf herkömmliche Weise durch einen Rückblick von heute aus; nicht zurück ins Gestern des gewesenen Ereignisses, sondern umgekehrt, aus der Wahrnehmungsperspektive der späten 1940er Jahre und mit dem seinerzeitigen begrifflichen Horizont von Beschreibungen und Bedeutungen, die noch aus dem unmittelbaren Erleben herrührten, einer Situation also, die die damalige jüdische wie allgemeine Gegenwart noch in dem Moment zeigt, in dem weniger die Suche nach wissenschaftlichen Kategorien als vielmehr diejenige nach Begriffen für das Geschehene überhaupt dominierte.

### *Erkenntnismetaphern: Zur Wahrnehmungsgeschichte des Holocaust*

In einem kleinen DIN-A5-Format und auf dem rauen und qualitativ schlechten Papier der unmittelbaren Nachkriegsjahre entstand nach dem Zweiten Weltkrieg in der französischen Besatzungszone in den wenigen Monaten zwischen Oktober 1947 und Juni 1948 in Koblenz eine Zeitschrift, die den Namen *Zwischen den Zeiten* trug.<sup>14</sup> Sie erschien im ei-

---

<sup>14</sup> Gemeint ist die jüdische Zeitschrift aus der französischen Besatzungszone zwischen 1947 und 1948, nicht das ältere evangelische Forum gleichen Namens, in der Karl Barth und Friedrich Gogarten publizierten und die zwischen 1923 und 1933 im Münchner Verlag Christian Kaiser erschien. Grundlegend zur Situation der deutschsprachigen Zeitschriften nach 1945: Bernhard Fischer/Thomas Dietzel, *Deutsche literarische Zeitschriften, 1945–1970: Ein Repetitorium*, 3 Bde., München, London, New York, Paris 1992; zum thematischen Kontext jüdischer Publikationen im postnazistischen Deutschland vgl.: Laura Jockusch, *Memorialization through Documentation: Holocaust Commemoration among Jewish Displaced Persons in Allied-Occupied Germany*, in: Bill Niven/Chloe Paver (Hg.), *Memorialization in Germany Since 1945*, London 2010, 181–191.

gens dafür gegründeten Humanitas-Verlag und oblag der redaktionellen Verantwortung von Karl Marx (1897–1966), einem aus dem Elsass stammenden Journalisten, Publizisten und Remigranten der ersten Stunde, der schnell zu einem der wichtigsten Protagonisten einer Wiederbelebung der jüdischen Presse in Deutschland nach 1945 wurde.<sup>15</sup> Ihm zur Seite stand der fast fünfundzwanzig Jahre jüngere Addi Bernd (1921–2001), in dessen Heimatstadt Koblenz sich das Unternehmen ansiedelte. Marx, der Ende der 1940er Jahre der Initiator der *Allgemeinen Wochenzeitung für Juden in Deutschland* (seit 1955 *Allgemeine jüdische Wochenzeitung*) war und zu den Mitbegründern der Gesellschaft für deutsch-jüdische Zusammenarbeit gehörte, hatte das Hitler-Reich in der Emigration in Italien, Nordafrika und später in England überlebt, seine Familie aber war in Auschwitz ermordet worden. Er kehrte zurück, so beschrieb er es selbst, weil er es für seine Pflicht hielt, nun jenen Überlebenden zu helfen, Deutschland zu verlassen, denen es nicht mehr gelungen war, in die Emigration zu gehen.<sup>16</sup> Doch er entschied sich zu bleiben und gründete im April 1946 mit dem *Jüdischen Gemeindeblatt für die Nord-Rheinprovinz und Westfalen* die erste jüdische Zeitung nach dem Holocaust in Deutschland, in deren erster Ausgabe es im Geleitwort hieß, dass das Blatt sich als „ein erster Schritt in die Freiheit, ein weiterer Schritt für den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland“ verstand. Bernd, der als Siebzehnjähriger erlebt hatte, wie eine Nazimeute die elterliche Wohnung in Koblenz verwüstete und seinen Vater und Onkel für mehrere Wochen in

---

<sup>15</sup> Vgl.: Karl Marx, *Brücken schlagen. Aufsätze und Reden aus den Jahren 1946 bis 1962*, hg. von Hans Lamm und Hermann Lewy, Düsseldorf 1962.; zu Marx vgl. die Erinnerungen seiner Frau Lili Marx, in: Michael Brenner, *Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–1950*, München 1995, 179–185.

<sup>16</sup> *Jüdisches Gemeindeblatt*, Nr. 22 vom 21. Februar 1947, zit. nach: Erica Burgauer, *Zwischen Erinnerung und Verdrängung. Juden in Deutschland nach 1945*, Reinbek 1993, 22; Ruth Gay, *Das Udenkbare tun. Juden in Deutschland nach 1945*, München 2001, 113.

ein Konzentrationslager verschleppte, überlebte als einziger Koblenzer Jude Auschwitz. Er wurde Vorsitzender der dortigen Jüdischen Gemeinde und leitete den Landesverband der jüdischen Gemeinden in der französischen Besatzungszone. Wenige Jahre nach seiner Rückkehr nach Deutschland verließ er seine Heimat aus Enttäuschung über die Entnazifizierungspolitik wieder und emigrierte 1950 in die Vereinigten Staaten.

Ein Leser von *Zwischen den Zeiten*, deren Untertitel „Jüdisches Leben – Jüdisches Wissen“ lautete, hatte pro Ausgabe, die einen sechszackigen Stern in Form eines stilisierten Kometen mit Schweif als Signet auf dem Titelblatt trug, etwa sechzig engbedruckte Seiten vor sich und wurde im Vorwort der ersten Nummer und in der Mehrzahl der Artikel im Namen der „überlebenden Juden“ angesprochen.<sup>17</sup> Insgesamt erschien *Zwischen den Zeiten* nur neun Mal, aber diese wenigen Ausgaben enthalten – mehrere Jahrzehnte vor allen Kontroversen und Debatten über den Begriff und den historischen Ort des Holocaust – Hinweise für eine unmittelbare Dimension des jüdischen Blicks auf den Zivilisationsbruch.<sup>18</sup>

Die in *Zwischen den Zeiten* versammelten Texte waren sehr unterschiedlich in Themenwahl, Länge, Anlass und im Stil ihrer Darlegungen und ihrer politischen Ausrichtung. Es gab Gelegenheitsgedichte und die Dokumentation historischer Zeugnisse jüdischen Geisteslebens aus dem vorangegangenen Jahrhundert.<sup>19</sup> Populärwissenschaftliche Reflexionen über deutsch-jüdische Philosophen, Schriftsteller und Nobelpreisträger finden sich hier ebenso wie Ausführungen

---

<sup>17</sup> *Zwischen den Zeiten* [weiter zit.: ZdZ], Jg. 1, Nr. 1 (Oktober 1947), 1.

<sup>18</sup> Zur Einführung: Ruth Gay, *Das Udenkbare tun. Juden in Deutschland nach 1945*, München 2001; Jael Geis, *Übrig Sein. Leben „danach“. Juden deutscher Herkunft in der britischen und amerikanischen Zone 1945–1949*, Berlin 1999; Jay Howard Geller, *Jews in post-Holocaust Germany, 1945–1953*, Cambridge 2005.

<sup>19</sup> Ismar Elbogen, *Briefe um Heinrich Heine*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 3/4 (Dezember 1947/Januar 1948), 75–82 u. Nr. 5 (Februar 1948), 14–23.



über den Neuaufbau der Justiz in Deutschland nach 1945.<sup>20</sup> Dem standen in derselben Ausgabe Beiträge zur Zukunft eines jüdischen Staates in Palästina oder der Reisebericht einer Fahrt durch Deutschland und das journalistische Protokoll der deutschen Mentalität des Herbstes 1947 gegenüber.<sup>21</sup> Gerade das Thema Antisemitismus wurde wiederholt ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt.<sup>22</sup> Wiederkehrend waren in der Zeitschrift auch viele Kommentare und Auseinandersetzungen zum Thema „Wiedergutmachung“.<sup>23</sup> Und auch aktuelle Ereignisse wurden gebührend beachtet, etwa die Ausschiffung der „Exodus 1947“ im Juli 1947.<sup>24</sup> Außerdem druckten die Herausgeber auch Passagen aus Büchern oder Aufsätzen ab, die in den Jahren der Zwischenkriegszeit die Krise der jüdischen Diaspora zum Thema gemacht hatten, beispielsweise aus Heinrich York-Steiners *Die Kunst als Jude zu leben* aus dem Jahr 1928.<sup>25</sup> Und sie erinnerten an ver-

<sup>20</sup> Alfons Paquet, *Martin Buber*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 5 (Februar 1948), 3–13; Max Witzgenhausen, *Jüdische Nobelpreisträger Deutschlands*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 1 (Oktober 1947), 24–29; ders., *Jüdische Nobelpreisträger: Philosoph Bergson*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 9 (Juni 1948), 34–44; Arthur Asch, *Der Neuaufbau des Rechts und die jüdischen Juristen*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 1 (Oktober 1947), 10–16; Hans Joachim Schoeps, *S. L. Steinhilf und Skandinavien. Unbekanntes und Ungedrucktes*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 5 (Februar 1948), 36–41.

<sup>21</sup> Kurt Lewin, *Der kleine Staat*, in: ebd., 6–9; Ralph Giordano, *Gedanken nach einer Fahrt durch Deutschland*, in: ebd., 17–23.

<sup>22</sup> Franz Rödel, *Das Problem des deutschen Antisemitismus*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 9 (Juni 1948), 4–12.

<sup>23</sup> Hendrik G. von Dam, *Wiedergutmachung. Das Recht zwischen den Zeiten*, in: ebd., 40–44; Eva Siewert, *Arisierung und Entnazifizierung. Bürgerschaften damals und heute*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 2 (November 1947), 59–61; Hendrik G. von Dam, *Zur Wiedergutmachung*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 3/4 (Dezember 1947/Januar 1948), 3–5; es folgen nach dieser Einführung Abdrucke von Auszügen der wichtigsten Wiedergutmachungsgesetze aus den verschiedenen deutschen Besatzungszonen sowie Urteilsbegründungen aus der Praxis der Rechtsprechung, vgl.: ebd., 6–73.

<sup>24</sup> „Exodus 1947“. *Eine jüdische Tragödie*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 1 (Oktober 1947), 45–49 (hier auch eine Reihe von Fotografien).

<sup>25</sup> Heinrich York-Steiner, *Minderheit*, in: ZdZ, Jg. 1, Nr. 3/4 (Dezember 1947/Januar 1948), 84–89; vgl.: ders., *Die Kunst als Jude zu leben. Minderheit verpflichtet*, Leipzig 1928.

gessene literarische Werke jüdischer Autoren, etwa an die beiden Romane von Sammy Gronemann, die unter den Titeln *Tohuwabohu* von 1920 und *Hawdoloḥ und Zapfenstreich* von 1923 eine osteuropäisch-jüdische Erfahrung in den Westen Europas übersetzte.<sup>26</sup> Und sie schrieben rühmende Portraits über jene, die Menschen- und Minderheitenrechte in Wort und Tat verteidigt hatten, etwa über Emile Zola in der berüchtigten Dreyfus-Affäre im Frankreich der Jahrhundertwende.<sup>27</sup> Zuletzt hatte die Zeitschrift auch eine praktische Seite, indem sie Buchanzeigen und -vorstellungen mit Kurzrezensionen sowie ganz gewöhnliche Handelsannoncen und herkömmliche Werbung für den Alltagsbedarf des Einzelnen und für kommerzielle Zwecke präsentierte.

*Zwischen den Zeiten* – das hieß hier im wörtlichen Sinne des Titels und allen den Titel wiederholenden Editorials, dass weder die Vergangenheit noch die Zukunft als tragfähiger Untergrund des eigenen Unternehmens – und über dieses hinaus einer jüdischen Gegenwart insgesamt – verstanden wurde: Eine solche Gegenwart konnte erst beginnen, wenn man die zerstörten jüdischen Kulturwerte zu retten versuchte, die die Zeit des Holocaust, dem man selbst nur durch Zufall entronnen war, überstanden hatten:

„Es erscheint daher fast als ein Gebot, daß man in dem chaotischen anormalen, unsicheren Stadium, in dem wir leben, die Werte einer großen Vergangenheit und einer ehrbaren Tradition – sozusagen zwischen den Zeiten – in die Zukunft, in ein Zeitalter der Hoffnung und der Erfüllung hinüberretten und in die Ideen und Interessen kommender Tage hineinverweben will.“<sup>28</sup>

Eine solche mit Pathos versehene Rückversicherung einer Kulturtradition, die verloren zu gehen drohte, im ersten Ge-

<sup>26</sup> A. B. [Addi Bernd], *Zwischen den Zeiten*, in: *ZdZ*, Jg. 1, Nr. 6 (März 1948), 2.

<sup>27</sup> Moritz Goldschmidt, *Bekennnis zum Menschenrecht. Zum Gedenken an Emile Zola*, in: *ZdZ*, 1. Jg., Nr. 5 (Februar 1947), 24–27.

<sup>28</sup> *ZdZ*, Jg. 1, Nr. 1 (Oktober 1947), 2.

leitwort von *Zwischen den Zeiten* ist nicht mit dem Politik- und Kultureskapismus des allgemeinen Nachkriegsbewusstseins von Schriftstellern und Intellektuellen in Deutschland zu verwechseln, die unter der bedrängenden Schuldfrage eine „Stunde Null“ beschworen.<sup>29</sup> Der Philosoph Karl Jaspers sah auch Deutschland „am Scheitel einer Zeitenwende“ angekommen und der Schriftsteller und Theaterkritiker Paul Fechter nannte seine Erinnerungen 1949 *An der Wende der Zeit*<sup>30</sup> – entsprechende Belege sind Legion. Fechter aber sprach, wenn er über die „Katastrophe“ seiner Gegenwart reflektierte, von der deutschen Niederlage, der Zerstörung der deutschen Städte, dem Verlust deutschen Territoriums und der internationalen Reputation der Deutschen nach ihrem militärischen und moralischen Zusammenbruch. Die Forschung zu dieser kollektiven Mentalität in den Nachkriegsjahren hat immer wieder herausgearbeitet, dass dies die verbreitete Diskursstrategie des geistig-kulturellen Neuanfangs in der Übergangsperiode zwischen belasteter Vergangenheit und einer vagen, mit Ängsten verbundenen Zukunft war.<sup>31</sup> Mit dieser Beschwörung kultureller Werte verband sich die

<sup>29</sup> Nicolas Berg, *Zwischen Legende und Erfahrung: Die ‚Stunde Null‘, in: Kriegsende in Deutschland*. Mit einer Einleitung von Ralph Giordano, Hamburg 2005, 206–213; zur Schuldfrage: Carsten Dutt, *Die Schuldfrage: Untersuchungen zur geistigen Situation der Nachkriegszeit*, Heidelberg 2010; Barbara Wolbring, *Nationales Stigma und persönliche Schuld. Die Debatte über Kollektivschuld in der Nachkriegszeit*, in: *Historische Zeitschrift* 289 (2009), 325–364; Jan Friedmann/Jörg Später, *Britische und deutsche Kollektivschuld-Debatte*, in: Ulrich Herbert (Hg.), *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, 53–90.

<sup>30</sup> Beide zit. nach: Waltraud W. Wende, *Kultur als Programm gegen Hitler. Diskursstrategien des Neuanfangs in der Periode zwischen 1945 und 1949*, in: *Totalitarismus und Literatur. Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert – Literarische Öffentlichkeit im Spannungsfeld totalitärer Meinungsbildung*, hrsg. von Hans Jörg Schmidt/Petra Tallafuss, Göttingen 2005, 135–150, hier 136.

<sup>31</sup> Waltraud Wende erwähnt die germanistische Dissertationsschrift des Schriftstellers Urs Widmer als eine der wichtigsten Vorläufer dieser Kritik, vgl.: Urs Widmer, *1945 oder die „neue Sprache“*. *Studien zur Prosa der „Jungen Generation“*, Düsseldorf 1966.

Hoffnung, die „niedere“ Politik durch Hochkultur neutralisieren zu können, auch wenn fraglich war, warum mit einer unkritischen Anrufung allgemeiner Traditionsbestände, die zwischen 1933 und 1945 den Zerfall der politischen und humanistischen Kultur ja gerade nicht verhindert hatten, ein neuer Anfang proklamiert werden sollte, zumal gleichzeitig die Auseinandersetzung mit der Frage nach den Ursachen für die gegenwärtige Situation lediglich dazu führten, den Nationalsozialismus – so hat jüngst einmal mehr und in pointierter Form Waltraud W. Wende hervorgehoben – als eine böseartige Krankheit, eine Seuche zu bezeichnen, die nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt befallen habe.<sup>32</sup>

Eine der wenigen Ausnahmen im Rahmen dieses Diskurses war nach 1945 der Pazifist und Schriftsteller Kurt Hiller, vor allem seine Rede, die den Titel „Die geistigen Grundlagen eines schöpferischen Deutschlands der Zukunft“ trug und die er in Hamburg 1947 auf Einladung des dortigen Kulturrats gehalten hatte.<sup>33</sup> Hiller, geboren und aufgewachsen in einer jüdischen Familie in Berlin, wo er nach dem Abitur unter anderem auch Philosophie bei Georg Simmel studierte, wurde 1907 in Heidelberg mit einer juristischen Dissertationsschrift promoviert. Heute ist er noch als früher Vertreter des literarischen Expressionismus bekannt; den Großteil seines weit gefächerten Lebenswerks widmete er jedoch nicht der Literatur, sondern dem sozialistischen und pazifistischen Engagement in Politik und Öffentlichkeit. Die Gründe, die seine Rede zur Situation in Deutschland nach 1945 zur historischen Ausnahme machten und sie von anderen Schriftstellerreden – etwa denjenigen eines Ernst Wicherts im Westen oder eines Johannes R. Bechers im Osten Deutschlands<sup>34</sup> –

---

<sup>32</sup> Wende, *Kultur als Programm gegen Hitler*, 136, 138f. u. 142.

<sup>33</sup> Ebd., 144ff. Wende geht hier allerdings nicht auf die jüdische Herkunft Kurt Hillers ein, er wird bei ihr als „eigenwilliger Sozialist“ bezeichnet (ebd., 145).

<sup>34</sup> Ernst Wichert, *Rede an die Deutschen, München 1945; Johannes R. Becher, Deutsches Bekenntnis. Fünf Reden zu Deutschlands Erneuerung*, Berlin (Ost) 1946.

grundlegend unterschied, ist dieselbe Differenz, die auch die jüdische Zeitschrift *Zwischen den Zeiten* von dem Kulturdiskurs trennte, der mit seinen vermeintlich überzeitlichen Wertorientierungen und Deutungsmustern den genauen Blick auf die Tatsachen der nationalsozialistischen Herrschaft „ins Metaphorische“ wendete und damit einer Verdrängung der Schuldfrage Vorschub leistete.<sup>35</sup> Hiller konstatierte, dass die Rede von den „Dämonen“ des Nationalsozialismus eine „Schuldverschiebung“ darstelle, um der Wahrheit und den Fakten nicht ins Gesicht sehen zu müssen: die offensichtlichen „Raubüberfälle“ auf die politischen Nachbarn Deutschlands, die Konzentrationslager, die Massenmörder und die Vernichtung der Juden in Deutschland und ganz Europa.<sup>36</sup> Auf diese Weise wollte er die jüdische Katastrophe nicht in der allgemeinen Not der Nachkriegszeit unsichtbar gemacht sehen. In einer Zeit, die Politik mit Kultur ‚aufzuwiegen‘ versuchte, betonte er den Bruch in der Zeit, nicht ihre Kontinuität.

In ähnlicher Weise war auch die Erhaltung der geistigen Tradition, die Karl Marx und Addi Bernd zum Leitmotiv der Editorials ihrer Zeitschrift machten, kein Aufwiegen einer schlechten (politischen) mit einer guten (kulturellen) Vergangenheit. Im Gegenteil, beide betonten gerade, dass die deutsch-jüdische Kultur in ihrem vergangenen Selbstverständnis kaum mehr wiederbelebt werden könne, vieles nicht mehr auf dieselbe Weise Bedeutung erlangen werde, die es in der kulturellen Sphäre zuvor einmal wie selbstverständlich innegehabt hatte. Das galt etwa für die Lyrik Heinrich Heines, von dem die Zeitschrift sagte, dass er in Deutschland nie mehr „ganz heimisch“ werden könne, da seine Kommentare zu den deutschen Zuständen im Vormärz und seine ironische Schreibhaltung ihn im völkisch-nationalistischen Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts dem Verdacht ausgesetzt hatten, die moralischen und ethischen Werthaltungen „zer-

---

<sup>35</sup> Wende, *Kultur als Programm gegen Hitler*, 149.

<sup>36</sup> Ebd., 144f.

setzt“ zu haben und seine solcherart auf Denunziation basierende kulturelle Ausstoßung nicht mehr ohne weiteres, zumindest nicht schnell und glaubwürdig zurückgenommen werden könne.<sup>37</sup>

In einem jüdischen Zeitembruch zu stehen war also die Botschaft dieser Blätter, einem Bruch, der die gesamte politische und kulturelle Wirklichkeit umfasste und alles verändert hatte. Es erstaunt nicht, eine solche Auffassung von einer zerstörten Traditionslinie auch in privaten Briefen und Briefwechseln jüdischer Autoren wiederzufinden, etwa, wenn Siegfried Kracauer, ebenfalls im Oktober 1947, in einem Brief an sein deutsches Gegenüber Wolfgang Weyrauch über die Vernichtung der Juden Europas schreibt: „Solche Dinge vergessen sich nicht. (...) Ich möchte nicht mehr sagen. Es liegt zuviel dazwischen.“ Dieser Abbruch des Satzes mitten im Gespräch mit dem Hinweis auf das „Zuviel“ der erlebten Erfahrung stand nun zwischen den Briefpartnern, von denen der eine im Exil sein eigenes Leben hatte retten können, der andere dagegen in eben jenem Deutschland verblieben war, dem Land, das seine Juden und seine jüdische Geschichte zu exorzieren versucht hatte. Der Wissenschafts- und Exilhistoriker David Kettler hat vor einigen Jahren diese „Ersten Briefe“ als ein eigenes literarisches Genre bezeichnet, in welchem die „Eröffnungszüge eines (Neu-)Aushandelns von Beziehungen unter den Bedingungen der Ungewissheit“ stattfanden.<sup>38</sup> Diesen Briefen ist deshalb in besonderer Weise das Nachdenken über die Zerstörung der Wirklichkeit und eine Skepsis über eine ansonsten für selbstverständlich genommene Kontinuität der Zeit zu entnehmen. Der Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel schrieb in einem

---

<sup>37</sup> A. B. [Addi Bernd], *Zwischen den Zeiten*, in: ZdZ, 1. Jg., Nr. 3/4 (Dezember 1947/Januar 1948), 1f.

<sup>38</sup> David Kettler, „*Erste Briefe*“ nach Deutschland: *Zwischen Exil und Rückkehr*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2008, H. 2, 80–108, hier: 84; vgl.: ders., *First Letters: The Liquidation of Exile?*, in: ders., *The Liquidation of Exile. Studies in the Intellectual Emigration of the 1930s*, New York/ London 2011, 109–146.

ganz ähnlich gehaltenen „Ersten Brief“ vom März 1946 – er war an die befreundete Familie Suhr gerichtet – von der „schwarze(n) Wolke über unserem Leben“, die ihn begleite, seit er das erste Mal von Auschwitz gehört habe: „Ich glaube, daß diese Wunde nicht geheilt werden kann.“<sup>39</sup>

Nach 1945 übersetzte sich die hier konkret und individuell formulierte Sorge der jüdischen Zeugen, die sich Sherit Hapleita („Der gerettete Rest“) nennen, von den individuellen Umständen, wie sie hier mit den Namen der Briefpartner Weyrauch oder Suhr nur angedeutet werden können, in eine immer universaler werdende Erfahrung. Diese ist bereits angedeutet, wenn von „Bruch“ die Rede ist, von der alles Individuelle und Zufällige überschreitenden Unmöglichkeit des Vergessens oder von der Unheilbarkeit des Geschehens. Diese Haltung kann nicht nur bei jenen gefunden werden, die Deutschland verlassen hatten und nicht mehr vorhatten, zurückzukehren, sondern auch bei Remigranten. Exemplarisch sei hier die Formulierung von Max Horkheimer zitiert, der den Zeitenbruch durch den besonderen Zusammenhalt und Zusammenhang zwischen Toten und Überlebenden fasste:

„Wir jüdische Intellektuelle, die dem Martertod unter Hitler entronnen sind, haben nur eine einzige Aufgabe, daran mitzuwirken, daß das Entsetzliche nicht wiederkehrt und nicht vergessen wird, die Einheit mit denen, die unter unsagbaren Qualen gestorben sind. Unser Denken, unsere Arbeit gehört ihnen; der Zufall, daß wir entkommen sind, soll die Einheit mit ihnen nicht fraglich, sondern gewisser machen. Was immer wir erfahren, hat unter dem Aspekt des Grauen zu stehen, das uns wie ihnen gegolten hat. Ihr Tod ist die Wahrheit unseres Lebens, ihre Verzweiflung und ihre Sehnsucht auszudrücken, sind wir da.“<sup>40</sup>

<sup>39</sup> Zit. nach: Kettler, „*Erste Briefe*“ nach Deutschland, 84.

<sup>40</sup> Max Horkheimer, *Notizen 1950 bis 1969 und Dämmerung. Notizen in Deutschland*, hrsg. von Werner Brede. Mit einer Einleitung von Alfred Schmidt, Frankfurt a. M. 1974, 213; zit. nach: Dan Diner, *Aporie der Vernunft. Horkheimers Überlegungen zu Antisemitismus und Massen-*

Diese Sätze über die quer zur historischen Zeit liegende Verbindung zwischen Lebenden und Getöteten können als einer der grundlegenden Erkenntnisimpulse jüdischen Geschichtsverständnisses nach 1945 verstanden werden. Er verband die Selbstwahrnehmung von Intellektuellen wie Horkheimer mit dem kollektiven Selbstverständnis derjenigen, die in den Lagern der *Displaced Persons* („DPs“) Zeitschriften gründeten, ähnlich, wie es *Zwischen den Zeiten* war (nur selten in deutscher Sprache), also den deutschen oder den mehrheitlich osteuropäischen Juden, die sich im Schutz der Alliierten auf die Auswanderung aus Deutschland vorbereiteten. Noch einmal Horkheimer: „Ich soll an mir noch Befriedigung, Frieden finden, da mein Leben doch den sinnlosen, unverdienten Zufall, das Unrecht, die Blindheit des Lebens überhaupt bezeugt, dass ich mich schämen muss, noch da zu sein.“<sup>41</sup>

Dieser Erkenntniseinschnitt, in dem die Gewissheit aufbewahrt scheint, dass „die Leugner der großen Verbrechen in den Archiven ihr Debakel erleben“ (Paul Ricœur), war an das Wissen der Ermordeten gebunden, die als die eigentlichen Zeugen des Ereignisses galten und die man nun im Diesseits der Geschichte lediglich so angemessen wie nur möglich zu vertreten habe. Das macht etwa das nach dem Krieg in Warschau wiedergefundene geheime Ghetto-Archiv des Historikers Emanuel Ringelblum<sup>42</sup> oder das Tagebuch der 1929 geborenen Rumänin Ana Novac aus dem Jahr 1944 im Hinblick auf die – mit Ricœur gesprochen – „dokumentarische Phase“ der historischen Erkenntnisbildung so exzeptionell. Novac, die als junges Mädchen nach Auschwitz deportiert wurde und deren damaliges Tagebuch durch Zufall

---

vernichtung, in: ders., *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt a. M. 1988, 30–53, hier: 53.

<sup>41</sup> Max Horkheimer, *Der Entronnene*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, hg. von Alfred Schmidt, Frankfurt a. M. 1991, 405.

<sup>42</sup> Samuel D. Kassow, *Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos*. Aus dem Englischen von Karl Heinz Silber, Reinbek 2010 (engl. Orig.: 2007).



wie jenes von Anne Frank aus dem Amsterdamer Hinterhausversteck erhalten geblieben ist, schrieb hier einen Satz, als wüsste sie schon im Moment des Erlebens, dass es später einmal die Gefahr einer Geschichte ohne Erzählung, einer Erfahrung ohne Zuhörer oder eines Historikers ohne Begriffe geben könnte:

„Vielleicht sind wir eine neue Spezies, die die Geschichte noch nicht verzeichnet hat; eine typisch deutsche Entdeckung: etwas zwischen Tier und Ding. Von den menschlichen Eigenschaften bleibt ihm nur die Fähigkeit zu leiden, genauer: ein leidendes Ding. Wenn uns etwas zustieße, meinem Heft oder mir, ginge der Ausdruck verloren, und das wäre schade. Er hätte einem Historiker nützen können – es sei denn, unsere Geschichte bleibt ohne Zeugen wie ein Loch in der Zeit – oder so unglaublich, dass kein Zeugnis etwas nützen würde.“<sup>43</sup>

Das „Loch in der Zeit“ in der Formulierung dieses jungen Mädchens zeigt noch genauer als jener Zeit-Riss oder Zeit-Spalt, den die Zeitschrift mit der Titelmetapher *Zwischen den Zeiten* zum Programm ihrer Sicht auf die unsichere Gegenwart machte, was in wahrnehmungsgeschichtlicher Perspektive die große Sorge der Überlebenden war: Diesem Zeugnis zufolge bestand sie darin, die eigene Geschichte nicht in diejenige übertragen zu sehen, die in späteren Zeiten die Historiker erzählen würden.

---

<sup>43</sup> Ana Novac, *Die schönen Tage meiner Jugend*, Frankfurt/Main 2009; das Buch erschien erstmals 1966 in Ungarn und bereits im Jahr darauf in einer deutschen Übersetzung von Barbara Frischmuth (Reinbek 1967); die Neuübersetzung von Eva Moldenhauer für den Frankfurter Schoeffling-Verlag erfolgte 2009 auf der Basis der von der Autorin überarbeiteten französischen Neufassung *Le beaux jours de ma jeunesse*, Paris 1999; vgl. hierzu: Malte Herwig, *Das Buch Auschwitz*, in: ZEIT-Magazin, Nr. 9 vom 19. Februar 2009, 28–33.

*Diskursbereitschaft: Zu den Aporien des „Historikerstreits“*

Wahrscheinlich würde keine der bis hierher genannten jüdischen Persönlichkeiten – weder Karl Marx und Addi Bernd noch Siegfried Kracauer, Max Horkheimer und Ernst Fraenckel oder gar die junge Ana Novac auch nur annäherungsweise das Gefühl gehabt haben, im „Historikerstreit“ jene Geschichtserfahrung repräsentiert zu sehen, die sie erlebt hatten und für die sie Begriffe, Konzepte und nicht zuletzt Gehör suchten. Eine Historiographie des Holocaust, die kein Statement sein will, sondern Diskursbereitschaft ernst nimmt, hätte genau das zu bedenken. Mit ganz wenigen Ausnahmen, so fällt einem heutigen Blick auf, nahmen deswegen jüdische Historiker, Wissenschaftler und Intellektuelle auch nicht direkt an dieser Debatte teil, sieht man einmal von Micha Brumliks sarkastisch formuliertem frühen Kommentar ab, der jedoch bezeichnenderweise in der der publizistischen Öffentlichkeit gegenüber fast fassungslos zu nennenden Frage mündete, ob es in der Sowjetunion Gaskammern gegeben habe oder nicht:

„[W]enn nicht – heißt das, daß sie [gemeint ist die Sowjetunion, N.B.] dennoch mit dem Nationalsozialismus vergleichbar ist? Sind also – und darauf kommt es an – die Gaskammern, Eisenbahnbetriebe und Bürokratien der Massenvernichtung in moralischer und politischer Hinsicht zufälliges Beiwerk eines beliebigen Totalitarismus oder nicht doch Ausdruck, nein Wesen eines weltgeschichtlich einmaligen Verbrechens, dessen Dimensionen sich unserem moralischen Fassungsvermögen je und je wieder entziehen, so daß wir stets versucht sind, es in vertraute und bekannte Kategorien zurückzuholen?“<sup>44</sup>

---

<sup>44</sup> Micha Brumlik, *Neuer Staatsmythos Ostfront. Die neueste Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der BRD*, in: Die Tageszeitung vom 12. Juli 1986; wieder in: „Historikerstreit“ *Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung*, München 1987, 77–83, hier: 83. Eine weitere Ausnahme war der kurze Leserbrief von Richard Löwenthal aus der Frankfurter Allge-

Im „Historikerstreit“ dominierte insgesamt jene auf Vergleichbarkeit mit hergebrachten, bekannten Ereignissen abzielende Deutung, die die Debatte zum Teil eines alten, weniger zum Beginn einer neuen Diskursbereitschaft über ein dem Ereignis Auschwitz angemessenes Geschichtsverständnis und -bewusstsein machte. Ohne Zweifel wurden dabei auch Versuche gemacht, Erkenntnismetaphern der Überlebenden aufzunehmen. So war er, wie Christian Meier, seinerzeit Vorsitzender des Verbands deutscher Historiker, anmerkte, in dieser Hinsicht vielleicht tatsächlich der Beginn eines „Wendepunkt(s) deutscher Geschichtserinnerung“. Meier selbst merkte in einem Vortrag an der Universität Tel Aviv, der später in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* v. 28. Juni 1986 gedruckt wurde, an, dass die Frage, was in den zwölf Jahren geschah, „nicht nur diese oder jene Häufung von Unrecht und Verbrechen, wie sie in der Weltgeschichte immer wieder einmal vorgekommen ist“, betreffe,

„... auch nicht nur die Anerkennung des verbrecherischen Charakters des NS-Regimes, sondern das Einzigartige daran. Dass da ein Land, ein Volk, vertreten durch seine Regierung, sich die Entscheidung darüber anmaßt, ob ein ganzes anderes Volk (dessen Mitgliedschaft sie überdies willkürlich festsetzt) auf Erden leben darf oder nicht! Ein Volk nebenbei, das dem deutschen nie feindlich begegnet war, im Gegenteil vielfach geradezu mit Liebe. Das sich bis auf kleine Gruppen nicht einmal zur Wehr setzte (...). Und dessen Vernichtung dann planmäßig als administrativer Massenmord nach Methoden, die für Ungeziefer indiziert sind, ins Werk gesetzt wurde. Dafür fehlt es an Parallelen. Das war ein völlig neuartiges Verbrechen gegen Rang und Stand der Menschheit.“<sup>45</sup>

---

nen Zeitung vom 29. November 1986; wieder in: „Historikerstreit“, 297–299.

<sup>45</sup> Christian Meier, *Verurteilen und Verstehen. An einem Wendepunkt deutscher Geschichtserinnerung*, in: „Historikerstreit“, 48–61, hier: 50.

Der Zeithistoriker Eberhard Jäckel merkte – in Entgegnung eines Artikels von Joachim Fest – im Hinblick auf die Einzigartigkeit der NS-Judenvernichtung an, dass es nicht um die Zahl von unschuldig Getöteten gehe und auch die administrative Verfahrensform des Verbrechens nicht allein dafür Argument sein könne:

„Unschuldige sind immer wieder getötet worden, auch administrativ und mechanisch (...). Ich behaupte dagegen (...), dass der nationalsozialistische Mord an den Juden deswegen einzigartig war, weil noch nie zuvor ein Staat mit der Autorität seines verantwortlichen Führers beschlossen und angekündigt hatte, eine bestimmte Menschengruppe einschließlich der Alten, der Frauen, der Kinder und Säuglinge möglichst restlos zu töten, und diesen Beschluss mit allen nur möglichen staatlichen Mitteln in die Tat umsetzte.“<sup>46</sup>

Und auch Jürgen Kocka wandte sich mit aller Deutlichkeit gegen den Versuch, die Vernichtung der Juden zu relativieren, indem er die Frage stellte, wie es methodisch zu rechtfertigen sei, „die nationalsozialistische Vernichtungspolitik nicht auf [dem] Hintergrund einmal erreichter, nunmehr tief verletztter Ansprüche einzuordnen“, die ein Land an sich selbst stellt, und hinzufügte, „in Grundentscheidungen historischer Argumentation verknüpfen sich immer Wissenschaft, Moral und Politik. Das erklärt die Schärfe mancher Kontroverse und warnt zugleich vor ihrer Verschärfung.“<sup>47</sup>

Doch jenseits solcher Ausnahmen blieb der „Historikerstreit“ – auch das ist ein Kommentar zum Ereignis selbst – ein ganz und gar deutscher Streit insofern, als er insgesamt gar keine Fragen entwickelte und generelle Unwilligkeit zum Diskurs aufzeigte. Wenn man so will, war die Tatsache der Debatte über sich selbst und die eigene Geschichte, über

---

<sup>46</sup> Eberhard Jäckel, *Die elende Praxis der Untersteller. Das Einmalige der nationalsozialistischen Verbrechen läßt sich nicht leugnen*, in: „Historikerstreit“, 115–122, hier: 118.

<sup>47</sup> „Historikerstreit“, 132–142, hier: 135.

Schuld und Täterschaft, über die Möglichkeit (und Unmöglichkeit) wissenschaftlicher Vergleichbarkeit von nazistischen und kommunistischen Verbrechen im 20. Jahrhundert und über den historischen und politischen Sinn und Unsinn solcher Vergleiche das Positivum der Kontroverse.<sup>48</sup> Das Negativum war, dass dabei kein intellektuelles Forum entstand, das ganz andere Kategorien, Kriterien und Begrifflichkeiten zuließ, als diejenigen, die sich Ernst Nolte dafür geschaffen hatte, um über seine Thesen öffentlich diskutieren zu lassen.<sup>49</sup>

Unser Verhältnis zum historischen Faktum des Vernichtungslagers Auschwitz ist seit damals von noch mehr Büchern und Dokumenten, Filmen und öffentlich ausgetragenen Debatten bestimmt.<sup>50</sup> Alle diese Diskurs- und Wissensformen, wissenschaftliche Publikationen, die von ihnen verwendeten Quellenüberlieferungen ebenso wie Filme und publizistische Kontroversen, können Erfahrungen enthalten oder diese als Zumutung abweisen. Im Rückblick auf den „Historikerstreit“ wird immer deutlicher, dass es hier nicht um Fehler der Darstellung, um falsche oder richtige Begriffe-

---

<sup>48</sup> Natürlich wurde er außerhalb Deutschlands mit großem Interesse verfolgt, vgl. etwa exemplarisch: Frantisek Ryszka, *Der deutsche „Historikerstreit“: Anmerkungen aus polnischer Sicht*, in: Wilhelm Bleek/Hanns Maull (Hg.), *Ein ganz normaler Staat? Perspektiven nach 40 Jahren Bundesrepublik*, München 1989, 86–99; Charles S. Maier, *The Unmasterable Past. History, Holocaust, and German National Identity*, Cambridge, Mass., 1988; Joseph Joffe, *The Battle of the Historians. A Report from Germany*, in: *Encounter* 69 (1987), 72–77.

<sup>49</sup> Ernst Nolte, *Zwischen Geschichtslegende und Revisionismus? Das Dritte Reich im Blickwinkel des Jahres 1980*, in: „Historikerstreit“ (s. Anm. 43), 13–35; und vor allem: ders., *Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte*, in: ebd., 39–47; als Monographie folgte: ders., *Der europäische Bürgerkrieg 1917–1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, Frankfurt a. M. 1987.

<sup>50</sup> Eine Einführung in die grundlegenden Debatten bietet das Buch von Enzo Traverso, *Auschwitz denken. Die Intellektuellen und die Shoah*, Hamburg 2000; zuvor schon der Band: Dan Diner (Hg.), *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt a. M. 1988.

lichkeiten oder Definitionen in der Sprache der Repräsentation ging, sondern um die Unfähigkeit zu einer Diskursbereitschaft, die verhindert hätte, diese Auseinandersetzung zu einer von Abweisungen nachgerade dominierten Diskussion zu machen, die keinen erweiterten Erfahrungsraum und somit Erkenntnis zugelassen hätte. „Es ist“, so Ricœur in dem oben genannten Zusammenhang, „nicht verboten, unablässig nach einer Möglichkeit zu suchen, die Lücke zwischen der repräsentativen Kapazität des Diskurses und der Anforderung des Ereignisses zu schließen.“<sup>51</sup> Dazu abschließend nur drei zusammenfassende Bemerkungen, die in vorliegendem Zusammenhang nicht breit ausgeführt werden können, sondern lediglich wenige Schlaglichter auf die Einseitigkeiten der damaligen Situation werfen sollen:

1.) Im gesamten „Historikerstreit“ wurden die großen Gesamtinterpretationen anhand einzelner Quellenschriften der 1920er Jahre entwickelt – etwa an der Aussage des Diplomaten und frühen Hitler-Anhängers Max Erwin von Scheubner-Richter über den Völkermord an den Armeniern durch die Türkei im Ersten Weltkrieg oder anhand der Worte Chaim Weizmanns am Beginn des Zweiten Weltkriegs. Offensichtlich ging es in einer solchen Argumentation nicht um die Vernichtungspolitik gegen die Juden, sondern um Fragen nach den Motiven und den Vorbildern für die Entscheidungsbildung hierzu. Das Geschehen selbst und vor allem die breite gesellschaftliche Beteiligung an seiner Ermöglichung und Ausführung waren seinerzeit gerade nicht im Fokus des Interesses, das insofern kein wissenschaftliches, sondern in erster Linie ein geschichtspolitisches war. Zu Recht wurde im Rückblick bemerkt, dass während der gesamten Diskussion Grundlagenbücher zum Thema Holocaust – etwa das große Werk von Raul Hilberg, das zu diesem Zeitpunkt sogar endlich in deutscher Übersetzung vorlag – nicht einmal beiläufig

---

<sup>51</sup> Ricœur (s. Anm. 1), 401.

Erwähnung fanden.<sup>52</sup> Wie viel mehr gilt dies für Quellen der jüdischen Geschichtserfahrung, wie sie oben genannt wurden: Sie blieben faktisch außerhalb des Blicks aller am Streit Beteiligten, sieht man von ganz wenigen Ausnahmen ab.<sup>53</sup>

2.) Ein heutiger Blick auf die *Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung* – so der Untertitel der Dokumentation der Beiträge – lässt rasch deutlich werden, in welcher grundlegenden und umfassenden Art und Weise die Aussagen nach dem herkömmlichen „Rechts-Links-Schema“ politisiert wurden – Hans Ulrich Wehler etwa äußerte sich in diese Richtung am pointiertesten, indem er zu Protokoll gab, der „Historikerstreit“ sei für ihn gar keine Auseinandersetzung über die Vergangenheit, sondern über die Gegenwart und das politische Selbstverständnis der Bundesrepublik gewesen und ihm sei es darum gegangen, dabei „Flagge zu zeigen.“<sup>54</sup> Diese Sichtweise dominierte seinerzeit den heute sehr viel stärker gewichteten generationellen Erfahrungs- und Sozialisationszusammenhang der Beteiligten, ein Ansatz, der die Aporien gerade des „Historikerstreits“ besser zu erklären imstande ist, als der Hinweis darauf, ob die Beteiligten eher konservativen oder linksliberalen Zeitungsredaktionen nahe stehen. Die Haupt-Protagonisten des „Historikerstreits“, also Ernst Nolte, Jürgen Habermas, Joachim Fest, Andreas Hillgruber waren auffälliger Weise auch aus einer Generation. Eine Möglichkeit, die Debatte zu historisieren, besteht darin, sie als Generationsdiskurs zu beschreiben, als eine Art und Weise, die eigene Erinnerung zu artikulieren, wenn auch nicht in

---

<sup>52</sup> Darauf verweist pointiert: Herbert, *Der Historikerstreit* (s. Anm. 13), 101.

<sup>53</sup> Zu diesen Ausnahmen gehört etwa die Erwähnung von Wassilij Grossmans Romanepos *Leben und Schicksal* (russ. Orig.: 1961) durch Christian Meier, vgl.: „*Historikerstreit*“ (s. Anm. 45), 61.

<sup>54</sup> Hans Ulrich Wehler, *Eine lebhaftige Kampfsituation. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp*, München 2006, 197f.

der „Ich“-Form des autobiographischen Berichts.<sup>55</sup> Nur vor diesem Hintergrund lassen sich etwa die ambivalenten Gedächtnismetaphern innerhalb der Auseinandersetzung erklären, die bei Ernst Nolte etwa als bedrohliches „Richtscheit über der Gegenwart“ erscheint, bei Christian Meier als ein dem Einzelnen gleichsam entzogenes Geschehen, wenn er von der „Virulenz der Erinnerung“ spricht.<sup>56</sup>

3.) Noch bis in die 1980er Jahre hinein – der „Historikerstreit“ ist hierfür ein prominentes Dokument – war es in der Geschichtswissenschaft kaum denkbar, den Diskurs über die Hitler-Zeit mit jüdischen Kollegen so zu führen, dass aus dem Gespräch deutlich wurde, ob in der Familie des jeweiligen Gegenüber Mitglieder ermordet wurden oder unter welchen Umständen sie überlebt hatten. Zugleich wurde – in gewisser Weise noch hermetischer – die Möglichkeit ausgeschlossen, zu kritisieren, dass jüdische Historiker in einer Debatte über den Holocaust deutschen Kollegen gegenüber-saßen, von denen sie nicht erfuhren, ob in deren Familien einzelne Mitglieder den Antisemitismus der Nazi-Zeit befürwortet oder gar mit verbreitet hatten – in welcher Funktion des nationalsozialistischen Staates und der NS-Gesellschaft auch immer. Jüdische Historiker haben in auffälliger Art und Weise versucht, Distanz zum „Historikerstreit“ zu

---

<sup>55</sup> Zum Konzept: Ulrike Jureit/Michael Wildt (Hg.), *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005; zu Interpretationsversuchen des „Historikerstreits“ und einigen seiner Akteure unter dem Gesichtspunkt des Generationskonzepts vgl.: Nicolas Berg, *Zeitgeschichte und generationelle Deutungsarbeit*, in: Norbert Frei (Hg.), *Martin Broszat, der „Staat Hitlers“ und die Historisierung des Nationalsozialismus*, Göttingen 2007, 161–180; Christoph Cornelißen, *Historikergenerationen in Westdeutschland seit 1945. Zum Unterschied von persönlicher und wissenschaftlich objektivierter Erinnerung an den Nationalsozialismus*, in: ders./Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker (Hg.), *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*, Frankfurt a. M. 2003, 139–152; Claus Leggewie, *Generationsschichten und Erinnerungskulturen. Zur Historisierung der „alten“ Bundesrepublik*, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 28 (1999), 211–235.

<sup>56</sup> Die beiden Zitate in: „Historikerstreit“ (s. Anm. 45), 39 u. 48.



halten. In der bekannt gewordenen Dokumentation des Piper-Verlags findet sich keiner der gewichtigen Beiträge. Stattdessen wandten sich etwa Dan Diner und Saul Friedländer jener von Martin Broszat zugleich angestoßenen wie aufgenommenen Debatte über die Frage zu, welche historiographischen Grundentscheidungen für eine der Epoche und den Ereignissen angemessene Historiographie der nationalsozialistischen Massenverbrechen erforderlich sind.<sup>57</sup> So besehen lassen sich der Aufsatz von Diner *Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus* und Friedländers *Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus* – beide in einem Band aus dem Jahr 1987 – viel mehr als ein Kommentar über die Grenzen des „Historikerstreits“ lesen, denn als Beiträge zu ihm.<sup>58</sup> Diese Haltung findet sich auch in *Denken nach Auschwitz*, dem Band, den Diner unter dem Titel *Zivilisationsbruch* im Jahr 1988 selbst herausgegeben hat oder in Friedländers bekannt gewordenem Briefwechsel mit Broszat aus demselben Jahr,<sup>59</sup> und sie setzt sich auch in den Aufsätzen beider aus dem Jahr 1990 fort, die unter den Titeln *Perspektivenwahl und Geschichtserfahrung* und *Über das Unbehagen in der Geschichtsdeutung* auch zwei Jahre später

---

<sup>57</sup> Martin Broszat, *Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus*, in: Merkur 39 (Mai 1985), 373–385; hierzu jetzt: Norbert Frei (Hg.), *Martin Broszat, der „Staat Hitlers“ und die Historisierung des Nationalsozialismus*, Göttingen 2007.

<sup>58</sup> Dan Diner, *Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus*, in: ders. (Hg.), *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit*, Frankfurt a. M. 1987, 62–73; Saul Friedländer, *Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus*, in: ebd., 34–50; vgl. auch: ders., *Ein Briefwechsel, fast 20 Jahre später*, in: Frei (Hg.), *Martin Broszat*, 188–194.

<sup>59</sup> Diner (Hg.), *Zivilisationsbruch*; Saul Friedländer/Martin Broszat, *Um die Historisierung des Nationalsozialismus. Ein Briefwechsel*, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 36 (1988), 339–372.

noch einen deutlich wahrnehmbaren anderen Akzent in der Diskussion setzten.<sup>60</sup>

Um mit den oben eingeführten Begriffen von Paul Ricœur zu sprechen: Der „Historikerstreit“ war in keiner der drei von Ricœur genannten Phasen auf dem wissenschaftlichen Stand historiographischer Reflexivität: Weder war er es im Hinblick auf den „Verlässlichkeitsanspruch“ des Gedächtnisses noch in Bezug auf den „Wahrheitsanspruch“ von Geschichte; beides fehlte in allen drei grundlegenden historiographischen Operationen, in der „dokumentarischen“ ebenso wie in der „erklärenden/verstehenden“ Phase und insofern auch in der „repräsentierenden“ der Darstellung. Ricœur hatte geschrieben, dass Auschwitz ein „Ereignis an der Grenze“ darstelle: „Ein solches ist es zunächst im individuellen und kollektiven Gedächtnis und erst dann im Diskurs des Historikers. An diesem Ort ist die Bestätigung/Bestreitung lokalisiert, die den Historiker als Staatsbürger in eine Situation der Verantwortung gegenüber der Vergangenheit versetzt.“<sup>61</sup>

Offensichtlich enthielt das kollektive Wissen zum Holocaust in Deutschland über Jahre und Jahrzehnte hinweg eine seltsame Mischung aus Gelehrsamkeit und Unwissenheit, Details und Ignoranz. Gerade durch diese Mischung gab die Debatte viel Aufschluss über den Zustand der Gedächtnisgemeinschaft und der von dieser geschaffenen Kultur der Erinnerung. Auschwitz in dem universellen Sinne, wie es spätestens seit Theodor W. Adorno und Hannah Arendt zu einer umfassenden Orts- und Zeitmetapher geworden ist, als Chiff-

---

<sup>60</sup> Dan Diner, *Perspektivenwahl und Geschichtserfahrung. Bedarf es einer besonderen Historik des Nationalsozialismus?*, in: Walther H. Pehle (Hg.), *Der historische Ort des Nationalsozialismus. Annäherungen*, Frankfurt a. M. 1990, 94–113; Saul Friedländer, *Die „Endlösung“: Über das Unbehagen in der Geschichtsdeutung*, in: ebd., 81–93; vgl. auch: Dan Diner, *Zivilisationsbruch, Gegenrationalität, „gestaute Zeit“*. *Drei interpretationsleitende Begriffe zum Thema Holocaust*, in: Hans Erler/Ernst Ludwig Ehrlich/Ludger Heid (Hg.), *„Meinetwegen ist die Welt erschaffen“ Das intellektuelle Vermächtnis des deutschsprachigen Judentums*, Frankfurt a. M./New York 1997, 513–520.

<sup>61</sup> Ricœur (s. Anm. 1), 400.

re für einen *post quem*-Ereigniszusammenhang, der alles veränderte, für ein Geschehen, das „nicht hätte geschehen dürfen“,<sup>62</sup> und nach dem alles anders ist als zuvor, fand lange Zeit keinen Eingang in das kollektive Gedächtnis der Deutschen.<sup>63</sup>

Ricœur schrieb über die „historiographische Behandlung des Nichthinnehmbaren“: „Die Hauptschwierigkeit ergibt sich aus der außerordentlichen Schwere der Verbrechen. Wie es auch im historiographischen Sinne um ihre Einmaligkeit und Vergleichbarkeit bestellt sein mag – was dem Herzstück der Auseinandersetzung vorbehalten bleiben wird –, so gibt es doch eine ethische Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit, die mit der Größe des Verbrechens, der Tatsache, daß es vom Staat selbst gegenüber einem diskriminierten Teil der Bevölkerung begangen wurde, dem er Schutz und Sicherheit schuldete, der Tatsache, daß es von einer seelenlosen Verwaltung ausgeführt, von den herrschenden Eliten ohne erkennbare Einwände toleriert und ohne bedeutenden Widerstand von der Gesamtbevölkerung ertragen wurde, zusammenhängen.“<sup>64</sup> „Verstehen“ hieße, so Ricœur, „daß man von den Kategorien der Einmaligkeit und der Vergleichbarkeit einen anderen als einen moralischen Gebrauch macht.“<sup>65</sup> Diese Einsicht führe dazu, dass auch das kollektive Gedächtnis, dasjenige, was es gerade nicht „wissen“ will, sich zu eigen macht. Ricœur unterscheidet zwei Verwendungsformen von Einzigartigkeit, „das Unvergleichliche“ und das „Nicht-Wiederholbare“ und schlägt drei Thesen vor, um eine

---

<sup>62</sup> „Dieses hätte nicht geschehen dürfen.“ Hannah Arendt, *Was bleibt? Es bleibt die Muttersprache*, in: Günter Gaus, *Was bleibt, sind Fragen. Die klassischen Interviews*, hrsg. von Hans-Dieter Schütt, Berlin 2005, 310–335, hier: 325.

<sup>63</sup> Vgl. auch: Elisabeth Gallas, *In der Lücke der Zeit. Über Hannah Arendts „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“*, in: Nicolas Berg/Omar Kamil/Markus Kirchhoff/Susanne Zepp (Hg.), *Konstellationen. Über Geschichte, Erfahrung und Erkenntnis. Festschrift für Dan Diner zum 65. Geburtstag*, Göttingen/Oakville, Conn., 2011, 261–282.

<sup>64</sup> Ricœur, 505f.

<sup>65</sup> Ebd., 506.

Verwechslung beider zu vermeiden<sup>66</sup>: 1.) Geschichtliche Einzigartigkeit ist nicht die moralische Einzigartigkeit: „Man muß somit einen ganzen Parcours auf der historiographischen Ebene durchlaufen, um einen dem historischen Urteil zugehörigen Begriff von Einzigartigkeit in Stellung zu bringen.“ 2.) Der Begriff Einzigartigkeit ist nicht abstrakt, sondern nur konkret sinnvoll, denn philosophisch „ist jede in Zeit und Raum nicht wiederholbare Sequenz (...) einzigartig.“ Entscheidend ist aber nicht die theoretische Abstraktion der Begriffe, sondern die konkrete Zurechnung einer Handlung „zu individualisierten Handlungsträgern“; 3.) Das Hauptproblem der Auseinandersetzung im „Historikerstreit“ war gar nicht phänomenologische Ähnlichkeit von Taten, sondern die daraus abgeleitete Kausalität von Ereigniszusammenhängen.

Das Lager Auschwitz wurde seinerzeit gedacht, gewollt, geplant, gebaut und über Jahre hinweg betrieben. Es wurde erduldet, erlitten und nur in den seltensten Fällen überlebt. Ob nun Auschwitz I (das Stammlager) oder Auschwitz-Birkenau (das Vernichtungslager) – beide sind zu Orten auf einer allgemeinen Geschichtslandkarte geworden, zu menschheitlichen *Lieux de mémoire*, deren Maßstab nicht allein von der Folgegesellschaft des Nationalsozialismus mehr bestimmt wird. Auschwitz kerbt sich als Zäsur des Zivilisationsbruchs<sup>67</sup> nicht allein als ein besonderer Ort in die Kartographie des Raumes sondern auch als temporale Grenzziehung zwischen „davor“ und „danach“ in das Paradigma des allgemeinen Geschichtsverständnisses ein.

---

<sup>66</sup> Ebd., 510-515.

<sup>67</sup> Ein Begriff von Dan Diner, vgl. hierzu: ders., *Den „Zivilisationsbruch“ erinnern. Über Entstehung und Geltung eines Begriffs*, in: Heidemarie Uhl (Hg.), *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2003, 17–34.